

Zur Psychodynamik konservativer Heimat-Bilder

Heimat – das Wort ist heute in aller Munde: Ein politisch umkämpfter Begriff, ein Assoziations-Generator: Heimat ist ja nur ein Wort in einer längeren Reihe, in einer Signifikantenreihe, die am „Kältepol“ beginnt mit den Ausdrücken Nation, Vaterland – Heimat steht dann vielleicht in der Mitte – am anderen „wärmeren“ Pol finden wir dann die Adjektiva heimisch, daheim, zuhause – bis zum Ausfransen ins allgemeine Gefühl von aufgehoben sein, dazu gehören.

Eine eigene Definition des Begriffes möchte ich gar nicht erst versuchen – es gibt hunderte widersprüchliche wissenschaftliche und noch mehr populäre Definitionen und Zitate. Eine von sehr vielen AutorInnen oft verwendete Definition für Heimat wäre: *„Heimat ist dort, wo ich mich nicht erklären muss.“* (Johann Gottfried Herder, 1772) Die Definition passt gut zu dem, was ich Ihnen heute erzählen will: Wo ich mich nicht erklären muss, dort muss ich eigentlich nicht sprechen, kann von einem wortlosen Verstehen, von einem Einverständnis ohne Konflikte bzw. jenseits der Konflikte ausgehen. Hier klingt an, dass „Heimat“ wohl für alle von uns primär Erinnerungen, Emotionen und Affekte bedeutet und nicht so sehr rational-intellektuellen Diskurs.

Psychodynamik von Heimat-Gefühlen:

Bei der 1:1-Anwendung psychoanalytischer Konzepte auf kulturelle Phänomene bzw. von individuellen Symptomen auf kollektive Pathologien ist prinzipiell Skepsis geboten: So warnte schon Jürgen Habermas 1982 vor einer *„gesellschaftstheoretischen Überdehnung psychoanalytischer Begriffe“* und auch Alexander Mitscherlich betonte, dass *„der Weg von der Analyse des Einzelfalls zum Verständnis kollektiven Verhaltens immer einen Sprung“* enthalten müsse.

Und auch schon Freud selbst hatte gewarnt:

„Es wird uns nicht leicht, die Begriffe der Einzelpsychologie auf die Psychologie der Massen zu übertragen.“

S. Freud, GW XVI, S. 241 (aus dem „Mann Moses“)

Reimut Reiche bezweifelte 2011 die Erklärungskraft der psychoanalytischen „Weltformeln“ und warnte vor einem „Aufschäumen der psychoanalytischen Zeitdiagnostik“: Diese Kulturdiagnosen der Analytiker dienten seiner Meinung nach vor allem zu deren Selbstvergewisserung, wobei sie im Unterschied zu den soziologischen Diagnosen *„fast immer etwas zu beklagen, einzufordern oder zu mahnen“* hätten. Denn – so Reiche – die Analytiker würden *„in der Kultur analytische Sonntagsbeschäftigung ausleben, worauf sie im klinischen Alltag verzichten müssten, wo sie den Patienten ja weder ermahnen noch mit ihm gemeinsam über die bösen Zeiten klagen dürften...“*.

Vorsicht ist also geboten, wobei ich hier und heute nicht vorhabe, Ihnen psychoanalytische Fern-Diagnosen oder gar Welt-Formeln zur Attraktivität von Populisten oder zur Erklärung rassistischer Gewalt zu liefern. Vorstellen möchte ich Ihnen allerdings einige Konzepte, die zumindest mir als Werkzeuge, als „Tools“ zum besseren Verständnis aktueller gesellschaftlicher Phänomene geholfen haben. Denn bei allem (schon inflatorischen) Überfließen des Heimat-Diskurses in den letzten Jahren kann man ja manchmal den Eindruck gewinnen, dass wenige Positionen immer wieder nur geringfügig variiert werden. Daher hoffe ich, Ihnen vielleicht mit psychodynamischen Überlegungen zum Thema zumindest ein bisschen neues „Nahrung für das Gehirn“ anbieten zu können. („*Food for the mind*“ – Bion)

Klassische Beispiele aus der Geschichte psychoanalytischer Kulturtheorie (nicht nur von Analytikern!):

1948 bis 1950 veröffentlichte Theodor Adorno (unter Mitarbeit u.a. der Psychoanalytikerin Else Frenkel-Brunswik) seine klassisch gewordenen *„Studien zum autoritären Charakter“* (in der von Max Horkheimer herausgegebenen Serie: *„Studies on prejudice“*).

Im Vorwort skizziert Adorno das Ziel dieser Arbeit: Die Charakterstruktur, die Persönlichkeit jener Individuen solle erforscht werden, die für faschistische Propaganda besonders anfällig

seien: „Im Mittelpunkt des Interesses steht das potentiell faschistische Individuum – dessen Struktur es empfänglich für antidemokratische Propaganda macht.“ (S. 2)

Und weiter: „Wenn es ein potentiell faschistisches Individuum gibt, wie sieht es aus? Wie kommt antidemokratisches Denken zustande?“ (S. 2)

Und schon Adorno kam zum Schluss, „dass die Empfänglichkeit des Individuums für solche Ideologien in erster Linie von seinen psychologischen Bedürfnissen abhängt.“ (S. 3) Oder dasselbe nochmals von der „Gegenseite“: „Überdies wird immer deutlicher, dass sich die Menschen sehr oft nicht im Sinne ihrer materiellen Interessen verhalten – selbst dann nicht, wenn ihnen klar ist, wo diese Interessen liegen.“ (S. 11) [Also schon vor siebzig Jahren formuliert: Wähler entscheiden oft primär nach ihren emotionalen Bedürfnissen und weniger nach ihren materiellen Interessen! Und ein wichtiges emotionales Bedürfnis war und ist jenes nach Zugehörigkeit, nach Aufgehobensein – nach Heimat. In diesem psychosozialen Feld verhält sich niemand rein rational.]

Für Adorno wird Psychologie „als Medium gesellschaftlicher Erkenntnis erst relevant angesichts irrationalen Verhaltens von Einzelnen und vor allem von Gruppen.“ (So Adorno viel später 1965 in „Soziologie und Psychologie“, S. 86)

Und eben im sozialen Leben der Probanden fiel schon 1948 auf: „Wenn die Menschen die soziale Welt beurteilen sollen, treten genuin irrationale Züge hervor.“ (S. 11)

Die Erforschung dieses „autoritären Charakters“ (vor allem mittels ausgefeilter Fragebogen, die Frenkel-Brunswik entwickelt hatte) war für Adorno auch Anlass zur Hoffnung auf politischer Ebene: „... unsere Überzeugung, dass die Suche nach den psychischen Determinanten der Ideologie die Hoffnung zugrunde liegt, dass die Menschen vernünftiger werden können.“ (S. 15)

Ambiguitäts-Intoleranz und der Gegensatz von „Ganzheit“ und „Totalität“

Die Psychoanalytiker verwendeten den Ausdruck „Charakter“ kaum, viel eher „Persönlichkeit“ bzw. später „Selbst“ – oder aber „Identität“: Der bis heute prominenteste psychoanalytische Identitäts-Theoretiker ist Erik Erikson. Er war für die Studenten von 1968 und danach einer der wenigen von ihnen verehrten Psychoanalytiker (weil politisch in den USA ausgesprochen liberal und auch gegen den Vietnam-Krieg). Seine bahnbrechenden

Werke zur Identität verfasste er bereits in den Fünfzigerjahren und 1953 nahm er – gemeinsam mit der oben erwähnten Else Frenkel-Brunswik – an einer Tagung zum Thema „Totalitarismus“ teil. Sie war hochkarätig besetzt – es nahmen u. a. teil Marie Jahoda, Hannah Arendt, George Kennan und David Riesman.

Das Thema von Eriksons Beitrag war eine (für mich) noch heute interessante Gegenüberstellung einer gesunden „Ganzheit“ (wholeness) und einer pathologischen Totalität (totality). Das war damals interessant im Kontext des Kalten Krieges, scheint mir aber auch für unsere heutigen politischen Diskussionen und das verstärkte „Lagerdenken“ durchaus anwendbar:

Während Ganzheit für ihn *„eine fruchtbare Zusammenkunft von verschiedenen Teilen und Organisationen“* bedeutete – mit Hinweisen auf *„wholeheartedness, wholemindedness, wholesomeness etc.“* und diese Ganzheit eine organische Gegenseitigkeit der verschiedenen Funktionen und Teile mit offenen und flüssigen Grenzen bedeutete, beschrieb er als Gegensatz dazu Totalität als eine „Gestalt“, in der die absolute Grenzziehung betont wird: Und in dieser „totalen Gestalt“ *„darf bei den willkürlich gewählten Grenzen nichts außerhalb bleiben, was hineingehört und nichts kann innen geduldet werden, was nach draußen gehört. Totalität ist ebenso absolut exklusiv wie inklusiv.“* (Erikson, S. 162)

Also absolut klare Grenzziehungen zwischen innen und außen, zugehörig und nicht zugehörig, letztlich oft auch zwischen Gut und Böse. Etwas verkürzt also: Wir/die Guten sind drinnen, Sie/die Bösen sind draußen - psychische Außengrenzen schließen! Dies ist das Konzept von Heimat als Festung.

Erikson betonte die Anwendbarkeit seines Konstrukts auch auf Gruppen oder gar Staaten: Er warnte vor den Resultaten, den eintretenden Folgen, wenn eine „Ganzheit“ nicht gefunden werden kann oder wenn sie beim Individuum wieder verlorengelht: *„Wenn ein Mensch aufgrund von zufälligen oder entwicklungsbedingten Veränderungen seine wesenhafte Ganzheit verliert, dann baut er sich selbst und die Welt um (restructures), indem er Zuflucht sucht in etwas, was wir Totalismus nennen können. Man sollte aber davon absehen, das ausschließlich als einen regressiven oder infantilen Mechanismus zu betrachten. Es ist ein alternativer, wenn auch primitiverer Modus des Umgangs mit Erfahrungen und hat so einen vorübergehenden Wert zur Anpassung und zum Überleben.“* (Erikson, S. 162)

Zumindest für die Individuen sieht Erikson also einen solchen Abwehrmechanismus, eine solche regressive Anpassung durchaus noch im Bereich der normalen Psychologie.

Aber diese „Totality“ ist bei Erikson doch ein Zeichen für einen Verlust des „Urvertrauens“ (basic trust): Dieses Urvertrauen steht bei ihm für die erste, die grundlegende Erfahrung von Ganzheit. Sie impliziert für das Kleinkind, dass es sein Inneres und Äußeres als „interrelated goodness“ erfahren kann. Im Gegensatz dazu ist das „Ur-Misstrauen“ (basic mistrust) die Summe all jener diffusen Erfahrungen, die nicht erfolgreich integriert werden können. In diesem Zusammenhang spricht er auch von der Erfahrung einer „totalen Wut“ mit Phantasien totaler Dominanz. (So wie das Kleinkind phantasiert: „Ich hau sie alle nieder...“)

„Und solche Phantasien und eine solche Wut – sie leben im Individuum weiter und werden in extremen Zuständen und Situationen wiederbelebt.“ (Erikson, S. 163)

⇒ Zu dieser Wiederbelebung siehe später – Stichwort Ressentiment!

„Extremsituationen“ aber betreffen vor allem in dramatischen politischen oder ökonomischen Krisen nicht nur einzelne Individuen:

„In Gebieten, die von zu plötzlichen (too sudden) Veränderungen historischer und ökonomischer Art betroffen sind, trägt dies zu einer Bereitschaft für totalitäre und autoritäre Wahnideen der Ganzheit bei, zur Bereitschaft für die Akzeptanz eines Führers oder einer Ideologie, die eine simple Erklärung gibt und eine Ablenkung der angestauten Wut auf Außenfeinde.“ (Erikson, S. 165)

Hier kommt Erikson's Beschreibung verblüffend nahe an die Charakteristik der „autoritären Persönlichkeit“ von Adorno et al. 1949 heran.

Die Analytikerin Else Frenkel-Brunswik beschrieb (ebenfalls 1953) einen für sie und Adorno zentralen Mechanismus dieser autoritären Persönlichkeit: Nämlich die Unfähigkeit, Ambivalenz, Widersprüchlichkeit, Ambiguität zu ertragen: „Ambiguitäts-Intoleranz“: Sie versteht darunter die mangelnde Fähigkeit zum Aushalten von Widersprüchen, Unsicherheiten, Zwischentönen, Zweifeln und Konflikten – und die dementsprechende Neigung zum schnellen Wiederherstellen von „Eindeutigkeit“ und Klarheit: Wir gegen sie, Wahr gegen Falsch, Gut gegen Böse. Das ist beileibe kein Privileg von Rechtsextremisten: *„Zwischentöne sind nur Krampf im Klassenkampf“* schrieb kein Geringerer als Bertolt Brecht. Frenkel-Brunswik beschrieb auch die strukturelle psychische Schwäche, wenn eine rigide, „gepanzerte“ Persönlichkeitsstruktur die innere Unsicherheit verdecken soll:

„Hier wird eine rigide kognitive ‚Überstruktur‘, in der alles Dunkle und Komplexe soweit wie möglich vermieden wird, auf eine durch Konflikte zerrissene emotionale Sub-Struktur aufgesetzt.“

Frenkel-Brunswik, S. 186

Das emotionale, das unbewusste Fundament des heroischen Denkmals ist also brüchig...

Eine solche psychische Struktur beeinträchtigt auch die kognitive Funktion bei der Bewältigung speziell neuer Situationen: Das führt zu einem streng „binären Denken“, zu Entweder-/Oder-Lösungen, zu vereinfachenden Dichotomisierungen und Stereotypen, zur mechanischen Wiederholung von Hypothesen und zum vorzeitigen „Abschluss“. Angestrebt werden Ordnung, Symmetrie und Regelmäßigkeit, die dann auch moralisch als „gut“ empfunden werden.

Die Autorin betont, dass ein solches Denken zwar in stabilen Situationen und Lebensumständen gut funktionieren könne. Wenn aber Differenzierung oder Anpassung an veränderte Umstände gefordert werden – dann wird eine solche Ambiguitäts-intolerante Person schnell unter Druck geraten und leicht dekompensieren. (Nebeneffekt: Wenn ich selbst Ambiguität, Ambivalenz und Konflikte schwer aushalte – dann werde ich auch geneigt sein, all jene zu bekämpfen oder zumindest zu verachten, die komplexe Erklärungsansätze sowohl kognitiv beherrschen als auch emotional aushalten können. ⇔ Misstrauen gegen Experten, Eliten-Feindlichkeit etc.)

Für alle ambiguitäts-intoleranten und ordnungsliebenden „autoritären Charaktere“ nach Definition von Adorno mussten dann die revolutionären Studenten von 1968 und speziell die kulturelle Revolution der Folgejahre mit ihrer Liberalisierung fast aller Lebensbereiche extrem bedrohlich wirken – daher ja auch in den letzten Jahren immer wieder die Beschwörung des Ungeistes der Achtundsechziger etc. [Bsp.: Viktor Orban versprach zuletzt, die „Achtundsechziger-Eliten“ auszuschalten... Oliviero Angeli listete in *„Migration und Demokratie“* mehrere solche Versuche auf, die er als „stille Gegen-Revolution“ bezeichnet.] Einer der damaligen Achtundsechziger veröffentlichte 1976 ein beeindruckendes, überbordendes und hochgradig ambiguitäts-tolerantes Buch zum Thema des autoritären Charakters oder – wie es bei ihm heißt – des „faschistischen Mannes“: Ich spreche von Klaus Theweleits *„Männerphantasien“* – damals ein absoluter Theorie-Bestseller (eine etwas chaotische und ausufernde Dissertation von mehr als tausend Seiten).

Theweleits Ausgangspunkt war die Textanalyse der Tagebücher und Romane von Rechtsradikalen der 1920er-Jahre (Freikorps-Kämpfer) und von Nationalsozialisten.

In seiner Arbeit betonte er die Wichtigkeit von Körper-Metaphern und von Bildern und für viele LeserInnen seines Buches blieben eindrucksvolle Bilder zurück wie z. B. das vom gespaltenen Frauenbild dieser Männer in die „weiße und rote Frau“, die Mutter/Madonna und die Hure... In heroischer Pose musste der echte Deutsche Mauern errichten gegen die drohende rote Flut... [Heute ist es die Migranten-Flut!]

Theweleit bezog sich auf den marxistischen Psychoanalytiker Wilhelm Reich und dessen „*Massenpsychologie des Faschismus*“, noch mehr aber auf Gilles Deleuze und Félix Guattari und ihren „Anti-Ödipus“:

Theweleit beschreibt die verzweifelten Versuche des „soldatischen Mannes“, seinen „Körperpanzer“ aufrechtzuerhalten und seine eigene Sehnsucht nach Verschmelzung, Entgrenzung und auch nach Schwäche und Abhängigkeit nur bei den Anderen zu finden und dort zu bekämpfen – bei den Kommunisten, den Juden und den Frauen.

Ähnlich wie schon Frenkel-Brunswik beschrieb auch Theweleit eine Überstruktur, die deshalb rigid sein musste, weil darunter eine durch unbewusste Konflikte zerrissene Sub-Struktur lag.

Auch in der Psychoanalyse: „Stille Revolution“ in den Siebzigerjahren:

Theweleit bezog sich 1976 weniger auf Sigmund Freud und schon gar nicht auf dessen „orthodoxe“ Nachfolger und deren Konzepte zur Gesellschaft. Allerdings erwähnt er einen Analytiker, dessen Werk die Achtundsechziger nicht rezipierten – und der außerhalb der therapeutischen Community auch heute den meisten nur durch seinen Namen bekannt ist: Michael Balint (Ihnen werden sofort die „Balint-Gruppen“ einfallen, aber er hat neben dieser klinischen Spezialform der Supervision auch wichtige theoretische Beiträge geliefert).

Ausgerechnet 1968 veröffentlichte Balint sein vielleicht wichtigstes Buch: „*Therapeutische Aspekte der Regression. Die Theorie der Grundstörung*“. In diesem Werk begründet er die immense Wichtigkeit einer frühen, prä-ödipalen Beziehungsebene, die er den „Bereich der Grundstörung“ nennt:

„Die Hauptmerkmale der Ebene der Grundstörung sind

- a) *dass alle in ihr sich abspielenden Vorgänge zu einer ausschließlichen 2-Personen-Beziehung gehören – es gibt dabei keine dritte Person.*

- b) *dass diese 2-Personen-Beziehung sehr eigenartig und gänzlich verschieden ist von den wohlbekanntesten menschlichen Beziehungen auf der ödipalen Stufe.*
- c) *dass die auf dieser frühen Ebene wirksame Dynamik nicht die Form eines Konfliktes hat.*
- d) *dass die Erwachsenensprache oft unbrauchbar und irreführend ist, wenn sie Vorgänge auf dieser Ebene beschreiben will, da die Worte nicht mehr ihre konventionelle Bedeutung haben.“*

(Balint 1968, S. 26)

Sie erinnern sich an den Gegensatz des Urvertrauens zum Ur-Misstrauen bei Erik Erikson – auch Balint geht es hier um eine frühe, vor-konflikthafte dyadische Beziehung und von ihr geformte Beziehungs-Landschaft: Seit damals trat diese prä-ödipale Ebene und ihre „frühen Störungen“ immer mehr ins Zentrum der Psychoanalyse: Hier geht es jetzt nicht um die Angst vor dem strafenden ödipalen Vater, die Psychodynamik hat hier *„vielmehr die Form eines Fehlers in der Grundstruktur, einer Störung, eines Mangels, der nach Ausgleich verlangt“* (Balint 1968, S. 40)

Es geht hier also um Mangel, Störung, traumatisches Erleben: Ein Grundgefühl von „ich fühle mich in mir selbst nicht zuhause“ – ein Erleben von Entfremdung als Gegensatz zum Heimisch-Fühlen. Und deshalb überwiegt die Sehnsucht nach Aufhebung dieses Mangels statt Erleben des Konfliktes. Balints Buch ist ein frühes Beispiel des wohl wichtigsten Paradigmenwechsels in der Psychoanalyse des 20. Jahrhunderts: Weg von der Priorität des Vaters und des ödipalen Konflikts hin zur zentralen Stellung der prä-ödipalen Ebene und damit auch zur Zentrierung auf die Beziehung des Kleinkinds zur Mutter: Auf diese frühe, symbiotische, dyadische Beziehung vor jedem Konflikt, vor der Einwirkung eines Dritten, vor der Vertreibung aus dem infantil-narzisstischen Paradies. Die allermeisten PatientInnen und auch AnalytikerInnen konnten sich in diesen Beschreibungen des prinzipiellen Mangels und der Sehnsucht nach dem verlorenen Idealzustand wiederfinden. Allerdings würden im Gegensatz zu Balint heute die meisten Analytiker darauf beharren, dass es nicht darum ginge, von dieser frühen Ebene im Sinne der Reifung fortzuschreiten zur ödipalen Ebene, dass es für den Erwachsenen nicht um ein Entweder/Oder ginge: Menschen sind nicht entweder „reife Persönlichkeiten“ auf ödipalem Niveau oder „unreife Frühgestörte“, die im Prä-Ödipalen steckengeblieben sind.

Vielmehr oszillieren wir alle ein Leben lang, wir schwanken hin und her zwischen diesen beiden Ebenen. Und das ist auch gut so: Wenn jemand nämlich den Zugang zur frühen,

infantilen, symbiotischen Ebene verloren hat – vielleicht nicht einmal die Sehnsucht nach diesem Paradies kennt – dann ist er wahrscheinlich als Erwachsener funktionsfähig und symptomfrei, jedoch nicht sonderlich lebendig. Denn diese prä-ödipale Ebene ist eben nicht nur unreif und potentiell gefährlich, sie ist auch der Nährboden für fast alle unsere intensiven emotionalen Erlebnisse – von Schrecken, aber auch von Glück: Es sind jene Momente, in denen (meist nur für Sekunden) die Grenze zwischen unserem Selbst und der Welt verschwindet – sei dies im Orgasmus, in spirituell-mystischen Erlebnissen, manchmal in der Begegnung mit großen Kunstwerken – und eben auch im politischen Kontext meist als Erlebnis einer tiefen emotionalen Zugehörigkeit zu einer Gruppe, einer Partei, einer Masse. Dies alles sind keine rationalen Phänomene, solche Erlebnisse sind oft auch sprachlich nur schwer erfassbar. U. a. deshalb ist (z. B. für Drew Westen) „*das politische Gehirn ein emotionales Gehirn*“.

Phantasien von Einheit, von Reinheit – und ihre schrecklichen Folgen
Oder: Die Sehnsucht nach Heimat als Sehnsucht nach einem idealen prä-ambivalenten
Zustand

Die soeben geschilderte Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, nach Zugehörigkeit, nach Abwesenheit von Konflikten und Bedrohungen: Solche Wünsche, solche Ängste prägen auch den emotional so überhitzten Diskurs der letzten Jahre zum Thema Nr. 1 „Migration“.

Wir mussten eine massive Renaissance des „Nationalstaats“ erleben und eine fast schon wahnhaft anmutende Angst, dass die allzu vielen „eindringenden“ Fremden das Land schon in Besitz genommen hätten. Immer wieder wird das Bild der Flut, der Flutwelle, des Flüchtlings-Tsunamis verwendet: Und allein schon dieses Bild impliziert das Szenario einer schrecklichen Naturkatastrophe. Eben solche Bilder aber prägen die emotionale Tonart des gesamten Flüchtlings-Diskurses viel mehr als die Fakten. Denn – so wusste schon Sigmund Freud:

„Das Denken in Bildern ist also ein nur sehr unvollkommenes Bewusstwerden. Es steht auch irgendwie den unbewussten Vorgängen näher als das Denken in Worten...“

Freud, GW XIII, S. 248 (*Das Ich und das Es*, 1923)

Nach einer Untersuchung von Elmar Brähler stimmten 2016 in Deutschland mehr als fünfzig Prozent der Befragten der Aussage zu, dass sie sich angesichts der zahlreichen Muslime schon „wie ein Fremder im eigenen Land“ fühlen würden. Es ist eine fast schon paranoide Form eines Verlustgefühls: Verloren ist das Gefühl der fraglosen Einheit, der eindeutigen Zugehörigkeit zur heimatlichen Gemeinschaft um mich herum, die mich schützt und nährt – aber eben nur als Deutschen, als Österreicher nähren soll.

Zu diesem Bild, zu dieser Figur des „Fremden im eigenen Land“ später in einem „Fallbeispiel“ mehr.

Der deutsche Psychoanalytiker Werner Bohleber beschrieb diese Sehnsucht nach dem Zustand davor, als die Flüchtlinge noch nicht da waren und die Nation noch Einheit und Reinheit bewahren konnte, als „untergründig wirkende Reinheits- und Einheitsphantasien, als uniformierten xenophoben, ja xenophagen (also fremden-fressenden) uniformierenden Nationalismus“.

Alles muss dem Ideal der Eigengruppe „gleichgemacht“ werden, muss assimiliert werden. [Assimilieren = gleich machen, ähnlich machen. Wir sehen also hier ein narzisstisches Ideal von Vereinheitlichung, von Homogenisierung durch Reinigung – notfalls auch gewaltsam...]

Und bei einer solchen psychischen Grundstimmung kann eine Minderheit (und sei es eine winzige Minderheit von einigen wenigen Flüchtlingen) schon diese Zugehörigkeit zum „idealen Objekt“, zum einheitlichen, ethnisch reinen Volkskörper bedrohen. Im Extremfall kann schon ein einziger Fremder das fragile Gleichgewicht dieser narzisstischen (Größen)Vorstellung gefährden: Die Vision eines Universums ganz ohne Andere („*vision of an otherless universe*“ nach Peter Geschiere 2009). Deshalb kann die Ankunft von fünf Migranten in einer Kleinstadt einen mittleren Volksaufstand auslösen.

Der indisch-amerikanische Anthropologe Arjun Appadurai spricht von der „*Angst vor Unvollständigkeit*“: Die Unsicherheit (verstärkt durch die als unkontrollierbar erlebte Globalisierung) bewirkt ein Reinheitsphantasma (siehe oben): Die Mehrheit sieht sich durch Minoritäten gefährdet in ihrem Bestreben, ihren Status zu perfektionieren, zu einer makellos reinen Ethnie zu werden. Dabei ist laut Appadurai „*die Minderheit nur ein Symptom, das prinzipielle Problem ist die Differenz an sich!*“

Vgl. dazu aus dem Bereich der Individualpsychologie Otto Kernbergs Konzept der labilen Identität und der unsicheren Ich/Objekt-Abgrenzung beim Borderline-Level von Persönlichkeitsorganisation.

Nochmals dazu Peter Geschiere: Die heute so verbreitete Suche nach Zugehörigkeit und Heimat sei nur die Kehrseite der Bedrohung durch intensiverte Globalisierung: Ersehnt werde eine „autochthone Identität“ und als Folge davon beobachten wir den paranoiden Drang nach Einheit, nach Reinigung, die endlose Suche nach den letzten verborgenen Feinden im Inneren. Dies sei die Basis der neuen Fundamentalismen – der geschlossenen Bilder von Zugehörigkeit und Heimat. Das wären also die „inneren Mauern“ in den Köpfen der verängstigten „autochthonen“ Einwohner.

Und eben diese Bilder, diese kollektiven Phantasien von Reinheit und Einheit können politisch so leicht instrumentalisiert werden, sind für so viele Menschen so attraktiv, weil hier ein immenses Angebot in Richtung Narzissmus gemacht wird:

Kurzer Ausflug in die analytische Geschichte: Schon 1921 überlegte sich Sigmund Freud in „*Massenpsychologie und Ich-Analyse*“, warum die instinktive Abwehr und das Misstrauen gegenüber dem „*nahestehenden Fremden*“ bei der Massenbildung plötzlich wegfällt, warum sich die Individuen benehmen, „*als wären sie gleichförmig*“. Freud sieht hier die Ersetzung des Ich-Ideals durch das Ich-Ideal des Massenführers und die Identifizierung mit der Gruppe: Der individuelle Narzissmus wird abgelöst vom Gruppen-Narzissmus.

Heutige Konzepte zur Massenpsychologie allerdings beschreiben in Gruppen, speziell in Großgruppen eine noch viel tiefere Regression als die von Freud damals beschriebene: Bei den Phantasien der Gruppe geht es weniger um den Führer als um die Gruppe selbst. Sie ist der illusionäre Ersatz für das erste verlorene Objekt, für die Mutter der kindlichen Frühzeit. Die Gruppenphantasien kreisen also weniger um den Vater als Führer, vielmehr um die Phantasie eines idealen, prä-ambivalenten symbiotischen Paradieses.

In diesem Hochgefühl, in diesem Glück als Teil eines großen Ganzen muss die geringste Abweichung, muss jede minimale Differenz als unerträglich erlebt werden! Sie muss daher ausgestoßen/projiziert/ausgegrenzt werden. Gerade beim narzisstischen Ideal des Zustands absoluter Reinheit bilden Paranoia und Gewalt die dunkle Kehrseite. Was hier geleugnet wird, ist letztlich die Unaufhebbarkeit der Differenz, der Ambivalenz im menschlichen Leben. Was idealisiert wird, ist eben jener frühe Zustand vor jeder Ambivalenz, vor jedem bewussten Erleben eines Konflikts. Vielleicht müssen hier die Grenzen nach außen deshalb so grimmig

verteidigt werden, weil innen, intrapsychisch die Grenze zwischen Mutter und Kind, zwischen Subjekt und Objekt noch so wenig stabil ist, kaum noch ausgeprägt werden konnte. Diese innere Grenze aber ist wichtig, um sich selbst auch ein bisschen von außen beobachten zu können, um dadurch später Konflikte bewusst erleben und aushalten zu können.

Natürlich kann diese Beschreibung einer Psychodynamik nicht alles erklären, kann beileibe nicht monokausal die politischen Verwerfungen der letzten Jahre abbilden: Trotzdem aber scheinen mir diese Überlegungen zur Massenpsychologie wichtige Hinweise zu bieten für die Schnittstelle zwischen individuellen und kollektiven Prozessen und Pathologien.

Politische Nostalgie: Der „Glanz der Vergangenheit“ im reaktionäres Denken

Der Aufschwung der politischen Rechten in den letzten Jahren geht einher mit einem Verlust an Utopie-Fähigkeit: Die Sehnsucht geht derzeit viel öfter nach rückwärts (Retrotopie) als nach vorne. Der New Yorker Mark Lilla schrieb einen vielzitierten Essay zu dieser Verklärung der Vergangenheit, zum rückwärtsgewandten Denken: *„Der Glanz der Vergangenheit. Über den Geist der Reaktion“* (original 2016, deutsch 2018 bei NZZ Libro). Lilla beschreibt die Denkhaltung des Reaktionärs als Fixierung auf die Vergangenheit – weil dieser die Gegenwart als ein fremdes Land empfindet.

Seine innere Heimat liegt in der Vergangenheit – Nostalgie ist ja nur das Fremdwort für Heimweh.

Ich zitiere jetzt ausführlich, weil ich hier genau das kollektiv-politische Äquivalent zu jener Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies finde, deren Ausprägung beim Individuum ich oben beschrieb.

Mark Lilla also im Original:

„Das Glaubensbekenntnis des Reaktionärs lautet post hoc, propter hoc – alles, was danach kommt, ist durch das Davor bedingt. Seine Geschichte beginnt mit einem glücklichen, wohlgeordneten Staat, in dem die Menschen ihren Platz kennen und in Harmonie zusammenleben, weil sie sich der Tradition und ihrem Gott unterwerfen. Plötzlich aber kommen von außen Ideen auf, deren Vertreter Intellektuelle sind. Sie stellen die Harmonie in Frage und der Wille der Herrschenden, die Ordnung aufrechtzuerhalten, wird geschwächt. Im Zentrum jeder reaktionären Geschichte steht der Verrat der Eliten. In der Folge senkt sich ein falsches Bewusstsein über die Gesellschaft, dass diese willig auf die Selbsterstörung zusteuern lässt. Nur jene, die die Erinnerung an das Alte bewahrt haben, erkennen was

passiert. Und allein von ihrem Widerstand hängt es ab, ob die Gesellschaft zur Umkehr fähig ist oder auf ihren Untergang zusteuert. Heute sind es die politischen Islamisten, die europäischen Nationalisten und die amerikanischen Rechten, die ihren ideologischen Kindern diese Geschichte erzählen.“

Lilla, S. 20

Aus diesem Blickwinkel ist für mich z. B. auch der Hass der Rechten auf Angela Merkel leichter zu verstehen – hat sie nicht Verrat begangen an ihrem Volk, indem sie die Migranten geradezu eingeladen hat? Und je verunsicherter die Menschen, desto stärker wird die Tendenz zur Nostalgie: Dazu Mark Lilla weiter:

„Jede größere soziale Wandlung hinterlässt ein neues [Paradies], das dann wieder zum Objekt historischer Nostalgie werden kann. Und die Reaktionäre unserer Zeit habenentdeckt, dass Nostalgie eine machtvolle politische Motivation ist, noch stärker als die Hoffnung. Hoffnungen können enttäuscht werden, Nostalgie aber ist unwiderlegbar.“

Lilla, S. 21

So blickt der Nostalgiker voller Sehnsucht zurück – nach dem Motto von Joachim Meyerhoff *„Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war?“* – allerdings völlig ohne dessen Ironie. Diese Richtung von Retrotopie prägt dann die Slogans wie *„Take back control“* beim Brexit oder *„Make America great again“*.

Wenn in diesem Blick zurück aber die Wut vorherrscht, dann beschreiben wir dies als Ressentiment. Dieser Begriff wird ja derzeit oft verwendet (Pankaj Mishra: *„Zeitalter des Zorns“*). Aus psychodynamischer Sicht können wir Ressentiment beschreiben als eine hochkomplexe Abwehr-Organisation zur Bewältigung von Angst und Verwirrung: Wenn so intensive negative Emotionen wie Beschämung, Hilflosigkeit, Gefühle der Verachtung bewältigt werden müssen, dann kann es zu dieser „zweizeitigen“ Abwehrformation kommen: Es beginnt mit einer (oft sehr lange zurückliegenden) subjektiv erlebten Kränkung oder Beschämung, der man damals ohnmächtig und schwach gegenüberstand. Diese Kränkung wirkt vorerst still nach innen, die Umwelt merkt davon nichts: Aber dies ist der Kern einer oft jahrzehntelang stumm brütenden Wut (evtl. verbunden mit unbewusstem Neid), die nach Jahren bis Jahrzehnten der stillen „Gegenverachtung“ gegenüber dem Kränkenden dann plötzlich explodieren kann: Lange Jahre fühlte man sich zwar ökonomisch und politisch

unterlegen, dafür aber moralisch überlegen. Im Sinne von: Sie glauben, dass sie mit uns alles machen können – aber sie werden schon sehen... Wenn dann dieses Potential von Wut durch geschickte Demagogen – oder durch eine massive Destabilisierung der politischen Situation – aktiviert wird, dann explodiert diese Zeitbombe. Wenn solche Explosionen von Verbitterung und Wut kollektiv erfolgen, dann kann dies im Extremfall zu Ereignissen führen wie z. B. zuletzt vor wenigen Wochen in Chemnitz. (Bei Erklärungsversuchen für die rassistische Gewalt der letzten Jahrzehnte in den „neuen Bundesländern“ führten ja westdeutsche Kommentatoren jeweils das unselige Erbe der DDR an, die Ostdeutschen aber sahen die Kränkung und daraus resultierende Wut in den Ereignissen nach der Wende 1989.)

[⇒ siehe Beilage „Anwendungsbeispiel Ostalgie: Politische Nostalgie + Ressentiment als Identitätsstütze]

Und dazu noch ein weiteres Stichwort zur Psychodynamik kollektiver Identitäten – nicht von einem Psychoanalytiker, sondern vom Soziologen Norbert Elias:

In „*Die Gesellschaft der Individuen*“ betont Elias 1987, dass es keine gelingende Identitätsbildung für das Subjekt geben könne, die sich nur auf die Ausprägung einer individuellen Identität des Subjekts beschränke (bzw. auf die „Ich-Schicht“ bei Elias): Jeder und jede von uns brauche auch eine „Wir-Schicht“, ein haltendes Gefühl von Zugehörigkeit, Zusammengehörigkeit und letztlich Heimatgefühl gemeinsam mit anderen in einer Gruppe, einem Kollektiv – also eine kulturelle Identität.

[Stichwort kulturelle Identität: In ihrem Plädoyer für einen „aufgeklärten Patriotismus“ wies zuletzt Thea Dorn darauf hin, dass „*es im Deutschen ein viel schöneres Wort für kulturelle Identität gibt: Es lautet Heimat.*“ (Dorn, „*Deutsch, nicht dumpf*“, S. 113)]

Diese Gegenüberstellung von Ich- und Wir-Schicht wäre ein interessanter Ausgangspunkt, um z. B. die Konsequenzen linker und rechter aktueller Identitäts-Politiken zu untersuchen: Linke Identitäts-Politik führt schlimmstenfalls zur Aufsplitterung des „Wir“ in immer kleinere Gruppen, die dann alle – fast wie die Individuen – letztlich auf ihrer Einzigartigkeit bestehen – daher dann Differenz vor Solidarität!

Demgegenüber steht die rechte Identitäts-Politik mit ihrer emotional so wirksamen Beschwörung des ganz großen Kollektivs, des Volkes oder der Nation als „Wir-Schicht“. (Dieses ganz große nationale „Wir“ funktioniert dann auch als emotionaler Anker der konservativen Kritik am übersteigerten „Ich“ des Neoliberalismus.)

Solche Appelle an die Größe der Nation wirken machtvoll in Europa und in den USA: Hier wie dort fühlen sich genug Menschen als „*Strangers in their own land*“. So der Titel eines beeindruckenden Buches von Arlie Russell Hochschild.

Die emeritierte Soziologin aus Berkeley wollte das Denken und Fühlen jener Menschen begreifen, die von ihrer eigenen linksliberalen Haltung ökonomisch und politisch am weitesten entfernt waren:

Für ihr beeindruckendes Projekt der „teilnehmenden Beobachtung“ suchte sie jene Bezirke der USA aus, in denen Obama bei seinem zweitem Wahlsieg am wenigsten Stimmen bekommen hatte: So landete sie in den bitterarmen ländlichen Counties von Louisiana. In vielen Gesprächen über hunderte von Stunden – sie arbeitete über Jahre hinweg mit ihren Interview-PartnerInnen – versuchte sie, ihr eigenes „politisches Alarmsystem“ möglichst auszuschalten und möglichst unvoreingenommen den Erzählungen dieser Menschen zuzuhören:

Laut Hochschild muss man, um diese Menschen zu verstehen, ihre „Deep-Stories“ begreifen: Wir alle haben solche „Deep-Stories“, die uns erzählen, wer wir sind und was unsere Werte sind. Diese Geschichten müssen nicht faktisch wahr sein, „*but they have to feel true. They are the stories we tell ourselves to capture our hopes, pride, disappointments, fears and anxieties.*”

Und immer wieder hörte Hochschild eine solche Erzählung, nämlich die Geschichte von der Warteschlange:

Viele ihrer Interviewpartner berichteten in den Gesprächen vom Bild der langen Warteschlange, in der sie schon seit Jahren gemeinsam mit ihren Familien stehen würden: Nichts gehe voran, sie würden der Verwirklichung ihrer Träume nicht näher kommen. Dann aber plötzlich würden sich andere vorne in die Warteschlange hineindrängen (nämlich Frauen, Schwarze, Immigranten) und diese würden von den liberalen Politikern noch unterstützt und begrüßt. („*Präsident Obama winkt denen noch und lächelt freundlich...* ⇒ wieder der Verrat der Eliten)

Und diese Menschen fühlen sich von den urbanen demokratischen Eliten missverstanden und oft verachtet als dumm und rassistisch: Siehe das berühmte Zitat von Hillary Clinton im Wahlkampf 2016 von den Trump-Wählern als einem „*Basket of deplorables*“, also einem Korb voller erbärmlicher Versager. Wenn dann reaktionäre Politiker der Tea-Party oder später Donald Trump diesen Menschen versichern, dass sie ihre Erbitterung nachfühlen können – und wenn sie dies mit einem Appell an patriotische Gefühle legieren im Sinne von „*America*

first“ oder auch „*You are America*“ – dann kommt es zum Phänomen, dass Millionen Amerikaner ihre eigenen emotionalen Bedürfnisse nach Anerkennung über ihre ökonomischen Interessen stellen. (Anmerkung: Und dies wohl vorwiegend unbewusst!) Laut Hochschild:

„People might vote against their economic needs, but they are actually voting to serve their emotional needs.“

Also: Ja, das Sein bestimmt das Bewusstsein – aber eben auch das emotionale Sein, nicht nur das ökonomische!

Und weil Wahlen auf der affektiv-emotionalen Ebene entschieden werden, weil Donald Trump eben die Hoffnungen und Ängste dieser oft verarmten konservativen weißen, heterosexuellen amerikanischen Arbeiterklasse erreichen konnte und Hillary Clinton nicht – deshalb wurde er Präsident und nicht sie. (Hochschilds Buch hat zumindest mir geholfen, dies etwas besser zu begreifen.)

Emotionen und Konflikt in der Politik: Konvergenz der Konzepte?

Die belgische Philosophin Chantal Mouffe plädiert in „Agonistik“ 2014 für einen „agonistischen Wettstreit“ in der Politik: Sie warnt vor allzu viel Konsens-Orientierung in der Politik. Dies führe nämlich zur Ununterscheidbarkeit der Positionen und infolge zur Politik-Verdrossenheit der WählerInnen.

Stattdessen plädiert Mouffe dafür, die Positionen konflikthaft gegeneinander zu stellen und zu akzeptieren, dass wir speziell bei grundlegenden Fragen niemals zur endgültigen politischen Einigung kommen können. [Im Gegenteil z. B. zu Jürgen Habermas mit seinem optimistischen Konzept des herrschaftsfreien Diskurses: Wenn sich nur vernünftige Menschen lang genug unterhalten würden ...] Mouffe ist überzeugt, dass es eine *„vollkommene Verwirklichung politischer Identitäten niemals geben wird.“* (Mouffe, 2015, S. 62)

Diese Konflikt-Theorie aus der Sphäre der politischen Philosophie kommt mit ihrer Betonung der prinzipiellen Unauflösbarkeit des Konfliktes nahe an die psychoanalytische Position: Denn auch wir Analytiker sind überzeugt davon, dass Konflikte (intrapsychisch und interpersonell) immer nur durch neue und hoffentlich lebbarere Kompromisse entschärft werden können, jedoch ein Leben lang nie verschwinden. Das völlig konfliktfreie reife Subjekt muss ein Mythos bleiben.

Chantal Mouffe plädiert auch heftig für eine Einbeziehung der Affekte in die Politik:

„Ich bestehe auf die Wichtigkeit der Affekte. Linke Politik neigt dazu, zu rationalistisch zu sein. Aber auch Leidenschaft ist eine politische Kategorie. Nicht das beste Programm macht das Rennen, sondern das Wecken von Affekten.“

Mouffe im Interview mit dem „Standard“, 06.10.2018

Ähnlich argumentierte schon in den Dreißigerjahren Ernst Bloch:

„Man möge die Gefühle nicht den Rechten überlassen!“

In den letzten zwanzig Jahren betonten ja auch immer mehr Sozialwissenschaftler die Wichtigkeit der Emotionen in allen Lebensbereichen: Dieser „affective turn“ brachte auch zahlreiche Arbeiten zur Wirkmacht der Emotionen in der Politik hervor (siehe dazu Greco und Stenner 2008). Der amerikanische Psychoanalytiker und Politik-Berater (Spin-Doctor) **Drew Westen** legte in dem Buch „*Das politische Gehirn*“ sowohl psychodynamische als auch vor allem neuro-wissenschaftliche Belege für die weitgehend unbewusste Motivation unserer politischen Entscheidungen vor. Er berief sich dabei auch auf **George Lakoff**: Dieser Linguist beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit den irrationalen Aspekten des politischen Denkens und Handelns. Und hatte schon 1996 (in „Moral Politics“) die Liberalen davor gewarnt, die Wichtigkeit der Emotionen zu unterschätzen: Entscheidend sei das „Framing“, isolierte Worte hätten kaum Bedeutung, Bedeutung würde erst durch den Kontext, durch die Stellung des Wortes in einem „mental framework“ generiert. Solche Frames prägen als System von Metaphern und Überzeugungen unser gesamtes Fühlen und Denken. Und: Obwohl Lakoff kein Analytiker ist, betont er: All diese Prozesse verlaufen überwiegend unbewusst! Und weil die Liberalen die Bedeutung der Metaphern und Emotionen nicht verstehen würden, warnte Lakoff (schon vor einem Vierteljahrhundert) vor einer längeren Hegemonie der Konservativen.

Nochmals zurück zur Sozial-Philosophie: Im Gegensatz zu Chantal Mouffe bezieht sich der Frankfurter Philosoph **Axel Honneth** explizit und positiv auf die Psychoanalyse: Honneth wurde bekannt als „Philosoph der Anerkennung“ und beschreibt als solcher auch „soziale Pathologien“: Dies sind für ihn gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die eben Anerkennung und Selbstverwirklichung der Individuen erschweren oder verhindern. Und dagegen empfiehlt Honneth die Psychoanalyse als Therapie solcher „sozialen Pathologien“ – um diese gesellschaftlichen Missstände von der individuellen Seite her anzugehen:

„Die Psychoanalyse liefert die kognitiven Ressourcen, um die Selbstverwirklichung aller zu entwickeln...“

Honneth, zitiert nach: Ehrenberg 2011, S. 391

Eine für mich wichtige dieser „kognitiven Ressourcen“ in der aktuellen psychoanalytischen Diskussion formulierte Christopher Bollas: Er erklärt seinen Analysanden die Psyche als Parlament: Unsere Seele besteht aus vielen verschiedenen „self-states, feelings and conditions“. Als psychische Demokraten sollten wir allen Ideen – auch den destruktiven – Zugang und Stimmrecht in diesem „parliament of the mind“ gewähren, auch wenn sie für uns abstoßend oder peinlich sind (Bollas 2013, S. 112 f). Eigentlich nicht mehr als eine „psychopolitische Formulierung“ der psychoanalytischen Grundregel.

Wenn es also gelingt, verschiedene und widersprüchliche, miteinander in Konflikt stehende Selbst-Anteile gleichzeitig im Bewusstsein zu halten – dann werden wir uns in uns selbst zuhause fühlen ohne allzu viel Bedarf nach aggressiver Abgrenzung.

Genau in diese Richtung zielt die Verbindung, die Axel Honneth immer wieder postuliert – nämlich jene zwischen der intrapsychischen Konfliktfähigkeit der Menschen und ihrer politischen Bereitschaft zur Erreichung von Kompromissen:

Die Bürger einer Zivildemokratie sind zur Mitwirkung am konfliktreichen Prozess der öffentlichen Meinungsbildung nur dann in der Lage, wenn sie in ihrer eigenen Entwicklung die Erfahrung intrapsychischer Konflikte haben machen können, die ihnen für die Tatsache des sozialen Dissenses gewissermaßen einen Verständnishorizont verschafft.

Honneth 2004, S. IX (im Vorwort zum Buch von A. Ehrenberg)

Dieses bewusste Erleben zuerst des intrapsychischen und dadurch dann des interpersonellen Konflikts, dieses Erkennen des Eigenanteils an der Genese unserer Probleme und unseres Leidens – sie wird oft erst durch eine Psychotherapie oder Psychoanalyse in Gang gesetzt und ermöglicht. Und daher ein letztes Mal die Parallelisierung zwischen dem Individuum, dem Patienten und der Gesellschaft: Man kann (mit Hartmut Böhme) annehmen, dass sowohl die Reife eines Ich als auch einer Kultur am Maße der Anerkennung des Unbewussten zu erkennen ist. Und das gilt auch und besonders für unsere heutige neoliberal dominierte Kultur mit ihrer Überhöhung eines autonomen, ausschließlich rational denkenden und handelnden „Homo oeconomicus“.

Logische Folge daraus für mich als Psychiater und Analytiker: Die Berufspraxis von uns „Psycho-Experten“ ist und bleibt zwangsläufig hochgradig politisch. Dies gilt speziell für jene TherapeutInnen, die sich selbst und ihre Arbeit als absolut unpolitisch einschätzen...

Weit über jede psychotherapie-interne Diskussion hinausgehend aber stellt sich die Frage, wie jeder von uns als Individuum mit seinen inneren Konflikten, seinen Ängsten und Hoffnungen umgeht, denn das prägt auch den Umgang mit interpersonellen, mit sozialen Konflikten. Es prägt also auch den Blick auf die Ängste und die Sehnsüchte der Anderen.

Stichwort Sehnsucht: Diese Sehnsucht nach Zugehörigkeit, ja nach Heimat – sie war bei den Intellektuellen (speziell bei den kritischen Intellektuellen) lange Zeit verpönt. Das Gegenteil davon – das Erleben der Entfremdung – war geradezu ein intellektueller Adelstitel, ein Distinktionsmerkmal: Das bekannte Zitat dazu von Theodor Adorno:

„Es gehört zur Moral, nicht bei sich selbst zuhause sein.“

Minima Moralia, 1951

Als Folge der so massiven gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte aber spüren heute fast alle ein starkes Bedürfnis nach Sicherheit, Zugehörigkeit, nach Heimat: Wie leicht dieses Bedürfnis funktionalisiert und missbraucht werden kann – das beweisen uns rechte Populisten täglich. Eine linke Politik hingegen tut sich hier schwerer: Dazu bräuchte es neue, andere Bilder und Narrative eines „WIR“, eine neues Konzept von Heimat: Bilder ohne Exklusion, Erzählungen von Inklusion – letztlich von Solidarität.

Das Finden solcher neuen Bilder, solcher Gegen-Erzählungen zum patriotischen Furor – das ist schwierig genug in der Theorie, weit schwieriger aber noch in der politischen Praxis! Es muss aber eine Aufgabe der nächsten Jahre sein und bleiben.

Literatur:

Adorno, Theodor W.: *Die autoritäre Persönlichkeit*
Frankfurt, Suhrkamp 1973 (Original 1950)

Appadurai, Arjun: *The future as a cultural fact. Essays on the global condition.*
London/New York 2013, Verso

Balint, Michael: *Therapeutische Aspekte der Regression. Die Theorie der Grundstörung*
Stuttgart 1970, Klett-Cotta (Original 1968)

Bohleber, Werner: *Was Psychoanalyse heute leistet*
Stuttgart 2012, Klett-Cotta

Bollas, Christopher: *China on the Mind*
London 2013, Routledge

Dorn, Thea: *Deutsch, nicht dumpf. Ein Leitfaden für aufgeklärte Patrioten*
München 2018, Knaus

Elias, Norbert: *Die Gesellschaft der Individuen*
Frankfurt 1987, Suhrkamp

Engler, Wolfgang und Hensel, Jana: *Wer wir sind. Die Erfahrung ostdeutsch zu sein*
Berlin 2018, Aufbau-Verlag

Erikson, Erik H.: *Wholeness and Totality – a psychiatric contribution*
In: Friedrich, Carl J. (ed.): *Totalitarianism. Proceedings of a conference held at the American Academy of Arts and Sciences, March 1953*, S. 156 - 170
London 1954, Oxford University Press

Erikson, Erik H.: *Dimensionen einer neuen Identität*
Frankfurt 1975, Suhrkamp

Frenkel-Brunswik, Else: *Environmental controls and the impoverishment of thought*
In: Friedrich, Carl J. (ed.): *Totalitarianism. Proceedings of a conference held at the American Academy of Arts and Sciences, March 1953*, S. 171 - 202
London 1954, Oxford University Press

Freud, Sigmund: *Massenpsychologie und Ich-Analyse*
In: Freud, S.: *Gesammelte Werke, Band XIII*, S. 71 – 162
Frankfurt/Main 1999, Fischer (Original 1921)

- Freud, Sigmund: Das Ich und das Es
 In: Freud, S.: Gesammelte Werke, Band XIII, S. 235 – 290
 Frankfurt/Main 1999, Fischer (Original 1921)
- Freud, Sigmund: Der Mann Moses und die monotheistische Religion
 In: Gesammelte Werke, Band XVI, S. 101 – 247
 Frankfurt/Main 1999, Fischer (Original 1939)
- Gebhard, Gunther, Geisler, Oliver, Schröter, Steffen (Hrsg.): *Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts.*
 Bielefeld 2007, Transcript
- Geschiere, Peter: *The perils of belonging. Autochthony, citizenship and exclusion in Africa and Europe.*
 Chicago/London 2009, University of Chicago Press
- Hochschild, Arlie Russell: *Strangers in their own land. Anger and mourning on the American right.*
 New York/London 2016, The New Press
- Honneth, Axel: Vorwort zu Alain Ehrenberg: *Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*
 Frankfurt 2004/Campus
- Lilla, Mark: *Der Glanz der Vergangenheit. Über den Geist der Reaktion*
 Zürich 2018, NZZ-Libro
- Menasse, Robert: *Heimat ist die schönste Utopie. Reden (wir) über Europa*
 Berlin 2014, Suhrkamp
- Mouffe, Chantal: *Agonistik*
 Berlin 2014, Suhrkamp
- Münkler, Herfried: *Die Deutschen und ihre Mythen*
 Reinbek 2015, Rowohlt-Verlag
- Schlink Bernhard: *Heimat als Utopie*
 Frankfurt/Main 2000, Suhrkamp
- Türcke Christoph: *Heimat. Eine Rehabilitierung*
 Hannover 2015, zu Klampen-Verlag

Volkan Vamik: *Blutsgrenzen. Die historischen Wurzeln und die psychologischen Mechanismen ethnischer Konflikte und ihre Bedeutung bei Friedensverhandlungen*
Bern 1999, Scherz (Original 1997)

Vorländer, Hans: Interview im „Standard“ vom 28.08.2018

Westen, Drew: *Das politische Gehirn*
Berlin 2012, Suhrkamp

BEILAGEN:

Anwendungsbeispiel „Ostalgie“: Politische Nostalgie + Ressentiment als Identitätsstütze

Der Schriftsteller Bernhard Schlink berichtete, dass nach seiner Erfahrung sich Deutsche aus den „neuen Bundesländern“ wie im Exil fühlten:

„Sie leben, wo sie immer schon lebten, arbeiten vielleicht sogar noch in der gleichen Fabrik, aber alles habe sich verändert und sei ihnen fremd geworden – mehr noch, es sei von anderen verändert worden, ohne ihr Zutun und gegen ihren Willen...“

Schlink 2000, S. 7

Also auch hier ein Verrat der Eliten – und eine Migrationserfahrung der ehemaligen DDR-Bürger (Jana Hensel spricht noch 2018 vom „*migrantischen Kern ostdeutscher Erfahrung*“). Auf Grundlage dieses Entfremdungs-Gefühls, dieser Verunsicherung, ja Verstörung durch „Migration ohne Ortswechsel“ entstanden die Erzählungen oft jenseits von Fakten und Rationalität als Versuche der Sinnstiftung und Identitätsstärkung zwischen Mystifikation und Mythos. Die Sehnsucht nach einer DDR, die es so nie gegeben hatte, zielte auf eine konstruktive Nutzbarmachung der biographischen Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft. Laut Herfried Münkler dienen all diese Narrative und Mythen „*zur Orientierungshilfe, zu Garantieverprechungen und Perspektivierungen, mit deren Hilfe die Kontingenz geschichtlicher Ereignisse wegerzählt wird, die Komplexität sozio-ökonomischer Prozesse reduziert wird.*“ (Münkler 2005, S. 65)

Dazu kam für sehr viele ehemalige DDR-Bürger eine massive narzisstische Kränkung: Ihr Leben vor 1989 sollte auf einmal nichts mehr wert sein: So der Regisseur Andreas Dresen:

„Es ist eine Kränkung, wenn einem die ganze Zeit gesagt wird, man habe sich schuldig zu fühlen, man habe zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre ein falsches Leben geführt.“

In: „Die Zeit“, 04.10.2018

Eine solche Erfahrung bewirkt eine massive Identitätsstörung: Dazu die Drehbuchautorin Laila Stieler:

„Wenn alles weg ist, was du gewohnt bist, bricht auch ein Stück Identität weg.“

„Die Zeit“, 04.10.2018

Für viele Menschen begann mit dieser Kränkung in den Jahren nach 1989 ihr Ressentiment: Der Begriff Ressentiment wurde ja zuletzt sehr oft verwendet (u. a. von Pankaj Mishra in „Zeitalter des Zorns“). Als Psychoanalytiker würde ich Ressentiment beschreiben als eine hochkomplexe Abwehr-Organisation zur Bewältigung von Angst und Verwirrung: Wenn so intensive negative Emotionen wie Beschämung, Hilflosigkeit, Gefühl der Verachtung bewältigt werden müssen, dann kann es zu dieser „zweizeitigen“ Abwehrformation kommen: Es beginnt mit einer (oft sehr lange zurückliegenden) subjektiv erlebten Kränkung oder Beschämung, der man ohnmächtig und schwach gegenüberstand. Diese Kränkung wirkt vorerst still nach innen, die Umwelt merkt davon nichts: Aber hier beginnt die oft jahrzehntelang stumm brütende Wut (evtl. verbunden mit unbewusstem Neid), die nach Jahren bis Jahrzehnten der stillen „Gegenverachtung“ gegenüber dem Kränkenden dann plötzlich explodieren kann: Viele Jahre fühlte man sich zwar ökonomisch und politisch unterlegen, dafür aber moralisch überlegen. Im Sinne von: Sie glauben, dass sie mit uns alles machen können – aber sie werden schon sehen... Wenn dann dieses Potential von Wut durch geschickte Demagogen – oder durch eine massive Destabilisierung der politischen Situation – aktiviert wird, dann explodiert diese Zeitbombe. Wenn solche Explosionen von Resignation und Wut kollektiv erfolgen, dann kann dies im Extremfall zu Ereignissen führen wie z. B. zuletzt vor wenigen Wochen in Chemnitz:

In den hilflosen Erklärungsversuchen nach den rassistischen Ausschreitungen wurde das Motiv der Kränkung von verschiedensten Seiten angeführt: So z. B. Hans Vorländer (Zentrum für Demokratieforschung an der TU Dresden):

„Sachsen ist ein deutsches Bundesland mit besonderem Bewusstsein – es hat ein ausgeprägtes Opfer-Narrativum. Viele denken, dass sie Opfer nicht beherrschbarer Entwicklungen wurden. [...] Entscheidend ist das Gefühl der latenten Kränkung. Das äußert sich dann auch auf der Straße.“

In: „Standard“, 28.08.2018

Und wohl zufällig wenige Tage vor den Ereignissen in Chemnitz der sensible und kluge Beobachter Christoph Hein (der Schriftsteller im Interview in der „Süddeutschen Zeitung“, 24. 08.2018):

„Wir haben hier Zerfallserscheinungen erlebt, das Gefühl, dass plötzlich überhaupt nichts mehr gilt. Ich glaube, dass es zu einer Enthemmung kommt, wenn sich jemand zurückgesetzt fühlt.“

Um Missverständnisse zu vermeiden: Es geht hier beileibe nicht um Rechtfertigung, es geht um den Versuch des Begreifens langfristig wirksamer Prozesse.

Und dazu noch ein letztes Stichwort zur Psychodynamik – wiederum nicht von einem Psychoanalytiker, sondern vom Soziologen Norbert Elias:

In *„Die Gesellschaft der Individuen“* betont Elias 1987, dass es keine gelingende Identitätsbildung geben könne, die sich nur auf die Ausprägung einer individuellen Identität des Subjekts (bei Elias die „Ich-Schicht“) beschränke: Jeder und jede von uns brauche auch eine „Wir-Schicht“, ein haltendes Gefühl von Zugehörigkeit, Zusammengehörigkeit und letztlich Heimatgefühl mit anderen in einer Gruppe, einem Kollektiv – eine kulturelle Identität.

[Stichwort kulturelle Identität: In ihrem Plädoyer für einen „aufgeklärten Patriotismus“ hat zuletzt Thea Dorn (*„Deutsch, nicht dumpf“*) darauf hingewiesen, dass *„es im Deutschen ein viel schöneres Wort für kulturelle Identität gibt: Es lautet Heimat.“* (Dorn, S. 113)]

Elias weiter: Unser „Wir-Bild“ hat auch eine wichtige soziale Funktion. Es gibt dem Einzelnen eine Vergangenheit weit über seine persönliche Vergangenheit hinaus. Somit haben solche Einheiten auch die Funktion eines kollektiven Gedächtnisses. Wenn aber eine zuvor unabhängige Menschengruppe ihre Eigenständigkeit aufgibt (sei es durch Assimilation an eine mächtigere Einheit oder durch freiwilligen Zusammenschluss), dann wird nicht nur die Gegenwart der Betroffenen verändert, sondern eben auch ihre Vergangenheit: Was früher geschah und im Wir-Bild der Gruppe weiterlebte, verändert oder verliert seinen Sinn, wenn sich die Identität der Gruppe ändert.

Und Elias weiter: Bei solchen Identitätskrisen infolge historischer Ereignisse geht es für den Einzelnen nicht um rationale Überlegungen:

„In Bezug auf die eigene Gruppenidentität haben Menschen keine freie Wahl. Man kann sie nicht einfach auswechseln wie Kleidung.“

Elias, S. 299

Wenn aber – so wie für die DDR-Bürger nach der Wende 1989 – *„im Zuge der Gesellschaftsentwicklung ein Verband einen Teil seiner Funktionen an eine höhere*

Integrationsebene abgegeben hat [...], dann wird das Aufgehen der eigenen Wir-Gruppe in einer Wir-Gruppe höherer Ordnung als Entwertung von etwas Hochgeschätztem verstanden, solange sich mit der Einheit höherer Ordnung keine Wir-Gefühle verbinden.“

Elias, S. 299

Und laut Elias hat dies dramatische Folgen, *„erscheint schlimmstenfalls das Verblassen oder das Verschwinden der Wir-Gruppe niedriger Ordnung als eine Art Todesdrohung, als ein kollektiver Untergang und als Sinnentleerung höchsten Grades“.*

Elias, S. 299

Dazu kam noch, dass die „Ossis“ ja stolz darauf waren, dass sie im Vergleich zu den „Wessis“ *„deutlich mehr Wir als Ich empfanden“* (so noch 2018 Wolfgang Engler, S. 130). Dieses Wir-Gefühl blieb im vereinten Deutschland weitgehend heimatlos, dazu kam noch eine weitere Komplikation bei der Ankunft der Ossis im „real existierenden Kapitalismus“: Denn nach 1989 gab es in Deutschland (wie im gesamten Westeuropa) eine beginnende Veränderung, den Anfang von dem, was wir heute Neoliberalismus nennen: Das bedeutete für alle Bürgerinnen eine Schwächung der Wir-Ebene bei gleichzeitiger Hypertrophie der Ich-Ebene, des jetzt nur mehr „autonomen und selbstverantwortlichen Subjekts“. Also mehr Freiheit, heraus aus der als eng und muffig empfundenen Sicherheit des langweiligen Wohlfahrtsstaates. Und ausgerechnet in diese beginnende krisenhafte Veränderung kamen die Ossis – kamen in den ersten drei Jahren nach der Wende 1,4 Millionen Ex-DDR-Bürger, die in die westlichen Bundesländer migrierten – übrigens die größte Migrationsbewegung in Deutschland/nach Deutschland seit 1945!

Sie sehen also, wie komplex das Zusammenspiel von Kränkung, Ressentiment, Ausbildung politischer Nostalgie und Funktionalisierung all dieser Phänomene durch populistische Politiker sein kann. Und all dies ist natürlich nur ein Teil einer noch komplexeren Wirklichkeit.

Drew Westen: Das politische Gehirn ist ein emotionales Gehirn!

Emotionen, Affekte in der Politik werden ja von Intellektuellen, von gebildeten Menschen meist nur mit großer Skepsis, mit Misstrauen oder Ablehnung betrachtet: Die Gefühle seien vielleicht entscheidend für die politischen Meinungen und Entscheidungen der primitiven Massen. Der gebildete Bürger jedoch wähle aus den politischen Programmen rational jenes aus, das für ihn am besten passe oder ihn durch Argumente am ehesten überzeugen konnte.

Diese Gegenüberstellung der blind emotional entscheidenden Masse im Gegensatz zum kühl-rationalen Intellektuellen wurde von einem unserer Kollegen in einem beeindruckenden Buch als Mythos entlarvt: Der Psychiater Drew Westen war in den USA zuerst als Psychoanalytiker sehr bekannt geworden. Er veröffentlichte u. a. gemeinsam mit Glen Gabbard. In den letzten zwanzig Jahren dürfte er aber weitaus mehr Zeit mit seiner Tätigkeit als gesuchter „Spin-Doctor“ verbracht haben als hinter der Couch.

In seinem Buch „*Das politische Gehirn*“ belegt er mit Rückgriff auf viele vor allem neurowissenschaftliche Studien seine These:

„Das politische Gehirn ist ein emotionales Gehirn. Es ist keine leidenschaftslose Rechenmaschine, die objektiv nach den richtigen Fakten und Zahlen für eine wohlüberlegte Entscheidung sucht.“

Westen, S. 16

Und dies gelte wohlgemerkt für alle, auch für sehr gebildete Wähler. Für Westen ist der Marktplatz der politischen Ideen immer auch und primär ein Marktplatz der Emotionen!

Und diese Emotionen, diese Prozesse werden größtenteils jenseits der bewussten Wahrnehmung aktiviert und geformt.

„Das Gehirn neigt zu Lösungen, die nicht nur zu unseren Informationen, sondern auch zu unseren Wünschen passen. Unsere Gehirne verfügen über die Fähigkeit, sich ihren Weg zu Wahrheiten zu bahnen, die ihnen gelegen kommen, selbst wenn diese überhaupt nicht wahr sind.“

Westen, S. 103

Im Gegensatz zu vielen Kollegen betont Westen aber auch, dass er darin an sich noch nichts Schlechtes sehen könne: Es sei keineswegs so, dass das vernünftige, rationale Element in der Politik stets moralisch sei und die Emotionen unmoralisch:

„Man kann mit Argumenten und Statistiken die Wahrheit sagen oder lügen, genau wie man die Menschen mit emotional packenden Worten und Bildern in die Irre führen kann oder nicht.“

Westen, S. 140

Daher versuchte er in seiner Beratertätigkeit für demokratische Politiker in den USA (und auch für die SPD in Deutschland) immer zu betonen, dass man die Menschen emotional erreichen müsse:

„Man kann die Wahrheit auf eine Weise sagen, die die Menschen kalt lässt oder so, dass sie die Menschen berührt. Und dasselbe gilt auch für Lügen. Unglücklicherweise sind die rhetorischen Instrumente, die Leute emotional berühren, ideologisch neutral.“

Westen, S. 153

Und wie kann man Menschen also emotional berühren? Laut Westen braucht der Politiker (oder sein Spin-Doctor) dazu drei „Bausteine“:

- Erstens braucht er eine Erzählung, eine kohärente zusammenhängende Geschichte!
- Zweitens muss er diese Geschichte in einer anschaulichen Sprache erzählen und
- drittens muss vorher geklärt werden, welche neuronalen Netzwerke er durch diese Geschichte unbewusst aktivieren möchte – welche Emotionen sollen evoziert werden?

[Es gibt eine ältere, vergleichbare Konzeption (ohne neurowissenschaftliche Unterfütterung) des Schweizer Analytikers und Sozialpsychiaters Luc Ciompi: Nach seiner „Affektlogik“ fokussieren wir bei ansteigender Intensität eines vorherrschenden Affektes und selektionieren dann auch unsere Sinneseindrücke – können nur mehr wahrnehmen, was diesen Affekt bestätigt. Ciompi spricht in diesem Zusammenhang von „Angstlogik“ oder „Hasslogik“...]

Da kann man schon ein mehr als ein bisschen Angst bekommen vor den „geheimen Verführern“ – denn leider kann nicht jeder Politiker mit mächtigen Emotionen so souverän und gleichzeitig so verantwortungsvoll umgehen wie ein Nelson Mandela: Der konnte seinem Volk sogar eine kohärente Erzählung für einen neuen Inklusions-Nationalismus anbieten, gleichzeitig aber seine eigene Rolle als Volksheld und fast schon Popkultur-Heros distanziert und selbstironisch betrachten. Er war sich seiner Macht bewusst und der Verantwortung, sie im positiven Sinn auszuüben.

